

Lost Places

Ich war nie so der Kneipengeher.

In meiner Jugend veranstaltete der Kneipp-Verein Wattenscheid Volleyball- und Schwimmgruppen. Nach dem Sport gingen wir manchmal zusammen in die Kneipe. Das gehörte im Ruhrgebiet irgendwie dazu, vor allem in den Bergarbeitergegenden.

Ich erinnere mich an diese eigentümliche Atmosphäre. Stammgäste an der Theke, dazwischen immer wieder andere Leute. Ein Glastresen mit halben Hähnchen, Frikadellen, belegten Broten, Sülze. Was Deftiges eben. Eine Kneipe war damals manchmal auch ein bisschen Metzgerei.

Dazu ein Pils. Oder ein „Schweinchen“: Pils und Korn.

Nicht für uns Jugendliche nach dem Sport. Bekommen hätten wir es wahrscheinlich. Aber wir wollten gar nicht. Die Mädchen schon gar nicht. Und das war auch in Ordnung. Niemand machte daraus eine Mutprobe. Niemand musste zeigen, dass er schon ein richtiger Mann war.

Einmal brauchten mein Bruder und ich eine Kneipe aus einem ganz anderen Grund.

In Wattenscheid gab es in den sechziger und siebziger Jahren durchaus offene Gewalt auf der Straße. In den sechziger Jahren trieb die Kiewitter-Bande ihr Unwesen. 1975 gerieten mein Bruder und ich an eine Jugendbande. Einige waren mit Schlagringen bewaffnet. Sie nahmen alten Frauen Handtaschen ab und brachten anderen Jugendlichen bei, was sie unter Respekt verstanden.

Wir rannten.

Die nächste Kneipe war unsere Zuflucht.

An der Theke stand ein vielleicht zwei Meter großer Mann, schon leicht alkoholisiert.

„Wie seht ihr denn aus? Woher das Blut? Lass mich mal!“

Er schaute uns an, ging hinaus und kündigte an, dort einmal für Ordnung zu sorgen.

Der Wirt rief die Polizei.

Ich weiß nicht mehr, wie die Sache für den Zwei-Meter-Mann draußen weiterging. Aber ich erinnere mich an dieses selbstverständliche Funktionieren des Raumes. Zwei blutende Jungen kamen herein, Erwachsene sahen sie, jemand kümmerte sich, jemand handelte.

Kein Schutzkonzept.

Keine Zuständigkeitsklärung.

Eine Kneipe.

Sie lag gegenüber der Kirche.

Auch das war nichts Besonderes. Diese Konstellation gab und gibt es weit über Deutschland hinaus und schon seit Jahrhunderten. Ich habe nie nach der Geschichte dieses Nebeneinanders geforscht. Kirche und Kneipe. Vielleicht hatten beide mehr miteinander zu tun, als es zunächst scheint.

Die Kirche war Versammlungsort. Die Kneipe auch.

In den siebziger Jahren begann die Kirche im Ruhrgebiet deutlich zu schwächeln. Und merkwürdigerweise schwächelten auch die Kneipen. Die Kirchen wurden leerer, die Kneipen an den Kirchen ebenfalls. Viele schlossen.

Später kam ich ins Sauerland und erlebte den gleichen Prozess noch einmal.

Kirche schwächelt.

Kneipe schließt.

Immerhin gab es noch die Hinterzimmer.

In diesen Hinterzimmern wurden Ratsbeschlüsse vorbereitet, manchmal vielleicht gründlicher als später im Ratssaal. Dort saßen Vereine. Dort wurde Karten gespielt. Und manchmal durften Jugendliche ihre Verstärker und E-Gitarren stehen lassen.

Sie konnten dort allerlei Subkultur frönen.

Vielleicht mit zwölf oder vierzehn auch ihr erstes Bier trinken.

Es war kein Jugendzentrum. Kein pädagogischer Raum. Kein „Kreativraum“. Das Hinterzimmer war einfach da, und irgendwann waren die Jugendlichen auch da.

Dann brannte in den Sommerferien das Hinterzimmer eines Gasthofs.

Der Gastwirt sollte gegenüber seiner Versicherung nachweisen, dass die Jugendlichen nichts damit zu tun hatten.

Sie waren gar nicht da gewesen. Es waren Sommerferien.

Das genügte nicht.

Ihre Verstärker standen schließlich dort. Vielleicht hatten die etwas verursacht.

Die Versicherung zahlte nicht.

Und die Gastwirte in der Region zogen ihre Konsequenz. Einer nach dem anderen versiegelte sein Hinterzimmer.

Eine vernünftige Entscheidung.

Natürlich.

Und plötzlich waren die Hinterzimmer weg.

Nicht die Zimmer selbst. Die waren noch da. Aber ihre Möglichkeit war verschwunden.

Aus vielen Kneipen wurden später Restaurants.

Das ist zunächst kein Niedergang. Wir leben in einer touristischen Region. Es gibt hervorragende Restaurants, schön eingerichtet, gepflegt, einladend, manchmal ausgesprochen edel. Menschen leben davon. Gäste kommen von weither.

Aber ein Restaurant ist etwas anderes als eine Kneipe.

In ein Restaurant gehe ich mit einer Absicht.

Ich möchte essen. Ich reserviere einen Tisch. Ich bestelle. Ich bezahle.

In einer Kneipe konnte man auch einfach irgendwie da sein.

Vielleicht ist es das, was verschwunden ist.

Ich merke meinen Ärger, wenn unsere kleine Welt heute so eifrig durchpädagogisiert wird.

Hier ist jetzt der kreative Ort.

Dort ist die Skaterbahn. Dort treffen sich Jugendliche.

Gleichzeitig werden Jugendliche von Schulhöfen vertrieben, weil Anwohner befürchten, dass sie dort etwas kaputtmachen könnten. Dass sie randalieren. Besonders schnell scheint dieser Verdacht aufzukommen, wenn die Jugendlichen für „Türken“ gehalten werden.

Dabei haben sie sich den Schulhof vielleicht gerade deshalb ausgesucht, weil niemand ihn für sie ausgesucht hat.

Das ist der Punkt, an dem ich merke, dass auch mein eigener Ärger eine Falle enthält.

Ich wünsche mir etwas Unordentliches.

Etwas Ungeplantes.

Vielleicht sogar etwas Anarchisches.

Ich möchte sehen, dass Jugendliche sich einen Ort nehmen, ohne dass vorher Erwachsene einen Förderantrag gestellt, Sitzgelegenheiten ausgesucht und ein Schild „Jugendtreff“ angeschraubt haben.

Aber auch mein Wunsch bleibt ein Wunsch nach Verfügung.

Das Anarchische kümmert sich nicht um meinen anarchischen Willen.

Es erscheint nicht, weil ich es bestellt habe.

Vielleicht hilft mir Hannah Arendt an dieser Stelle weiter. Öffentlichkeit entsteht bei ihr nicht einfach dadurch, dass jemand einen öffentlichen Raum baut. Sie entsteht zwischen Menschen, wenn sie erscheinen, handeln, etwas beginnen – und wenn vorher noch nicht vollständig feststeht, was daraus werden wird.

Man kann dafür Raum lassen.

Man kann es nicht herstellen.

Vielleicht waren manche alten Kneipen und manche ihrer Hinterzimmer solche Räume. Nicht weil sie besonders demokratisch gewesen wären. Nicht weil dort nur freundliche Menschen saßen. Es gab dort gewiss Enge, Ausgrenzung, Alkoholismus, Streit und manches, was niemand zurückhaben möchte.

Aber sie waren nicht vollständig vorsortiert.

Man traf Menschen, die man sich nicht ausgesucht hatte.

Man durfte manchmal bleiben, obwohl niemand genau wusste, was man dort eigentlich sollte.

Heute sind viele dieser Orte verschwunden.

Von den über hundert Kirchen im Schmallenberger Raum sind manche inzwischen beinahe Lost Places. Andere stehen noch mitten im Dorf und verlieren doch langsam ihre alte Funktion. Die Kneipen sind zu Wohnhäusern geworden, zu Ferienwohnungen, zu Restaurants. In manchen

Dörfern wird inzwischen mit großem Einsatz darum gekämpft, überhaupt noch einen Versammlungsort zu behalten.

Vielleicht trauere ich deshalb gar nicht den Kneipen nach.

Ich trauere einer bestimmten Unbestimmtheit nach.

Orten, die noch nicht vollständig wussten, wozu sie da waren.

Und dann sehe ich, dass in größeren Dörfern und in unseren kleinen Städten neue Parks entstehen.

Eltern gehen dort mit ihren Kindern spazieren. Alte Menschen sitzen auf einer Bank. Jugendliche hängen irgendwo herum. Die ukrainische Community trifft sich.

Nicht immer deshalb, weil jemand genau das vorgesehen hat.

Vielleicht beginnt es wieder so.

Vielleicht entstehen neue Zwischenräume längst, während wir noch den alten nachschauen.

Und vielleicht werden wir sie erst erkennen, wenn die Menschen schon eine Weile da sind.